



Illustriertes Unterhaltungsblatt

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung
 Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

1902. * № 26.

Im Paradies.

Roman von Woldemar Urban.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Vokalpatriotismus schien sich im Grafen Giuliano zu regen. „Fräulein Marianne, ich bin auch Neapolitaner,“ erwiderte er ernst, „und ich muß Ihnen daraufhin entgegen, daß die Neapolitaner eben geworden sind, was sie unter der Herrschaft von mehr als einem Duzend fremder Herrscher werden mußten. Sie kennen doch wohl unsere Geschichte und wissen, daß in Neapel Normannen und Sarazenen, Deutsche, Franzosen und Spanier in der Herrschaft wechselten, und tatsächlich nie für einen neapolitanischen Herrscher Platz war. Unsere barbarische Geseßgebung ist also das Ueberbleibsel schändlichster Fremdherrschaft und Mißwirtschaft.“

„Verzeihen Sie mir,“ sagte Marianne rasch, „ich wollte nicht Ihr patriotisches Gefühl verletzen. Sagen Sie mir vielmehr, um wieder auf unseren armen Freund zu kommen, wie viel etwa die Forderung des Herrn Giuberti an Mario Marini beträgt.“

„Ich sagte Ihnen schon, meine Gnädige, daß eine eigentliche Forderung Giubertis an Mario nicht besteht. Der Wechsel, den Giuberti vom alten Marini in den Händen hatte und von dem alles Unheil herrührt, ist aus der Konkursmasse mit etwa fünftausend Lire bezahlt worden, also als getilgt zu betrachten, und Giuberti müßte sich eigentlich genau so zufrieden geben wie jeder andere Konkursgläubiger. Er könnte das auch um so mehr, als er jedenfalls kein bares Geld, sondern nur Zinsen und Zinseszinsen eingebüßt hat.“

„Da er sich nun aber doch nicht zufrieden gibt —“

„Nun ja, oder vielmehr, da Mario nun doch einmal die Dummheit gemacht hat, sich für den Rest der Forderung zu verbürgen — ganz gleichgültig, weshalb er es that, eine Dummheit bleibt's doch — und da der Wechsel ursprünglich auf zwölftausend Lire lautete, so dürfte die Forderung Giubertis etwa auf siebentaufend Lire und die Zinsen lauten.“

„Mein Gott, und wegen einer solchen Bagatelle ein solches Elend!“ rief die junge, vornehme Dame aus.

„Das sagen Sie, meine Gnädige,“ erwiderte Giuliano achselzuckend, „es giebt aber in Neapel viele, viele Leute, die den hundertsten Teil dieser Summe für ein großes Vermögen ansehen.“

„Still, still, Herr Leutnant,“ sagte Fräulein Marianne plötzlich rasch und mit anderem Ton, „dort kommt sie! Sprechen wir von etwas anderem, Lustigerem. Dort kommt

Peppa. Wir dürfen sie nicht noch trüber stimmen, als sie schon ist. Und wenn Sie mir versprechen, hübsch brav zu sein, so lasse ich Sie auch ein Weilchen mit ihr allein, Herr Leutnant. Wollen Sie?“

„Mein gnädiges Fräulein —“ erwiderte dieser bittend und herzlich.

„Still, still. Da ist sie!“

Peppa kam trotz ihrer Last — sie trug ihren Malkasten und auch eine zusammengeklappte Staffelei — flink, mit hastigen Bewegungen, wie neugierig den Riesweg hergeschritten. Die Eiferjucht steckte ihr, wie allen Neapolitanerinnen, im Blut, und sobald sie den Grafen Giuliano mit irgend einer Dame im Verkehr sah, schossen ihr die abenteuerlichsten Gedanken durch den Kopf. Auch hatte sie so wenig Verstellungskunst, daß sie ihre Gedanken nicht verbergen konnte, und bei der Begrüßung flogen ihre Blicke forschend und fragend von einem zum anderen, als ob sie auf ihren Gesichtern noch lesen könne, was sie eben gesprochen hatten.

„So spät, Fräulein Peppa?“ sagte Giuliano.

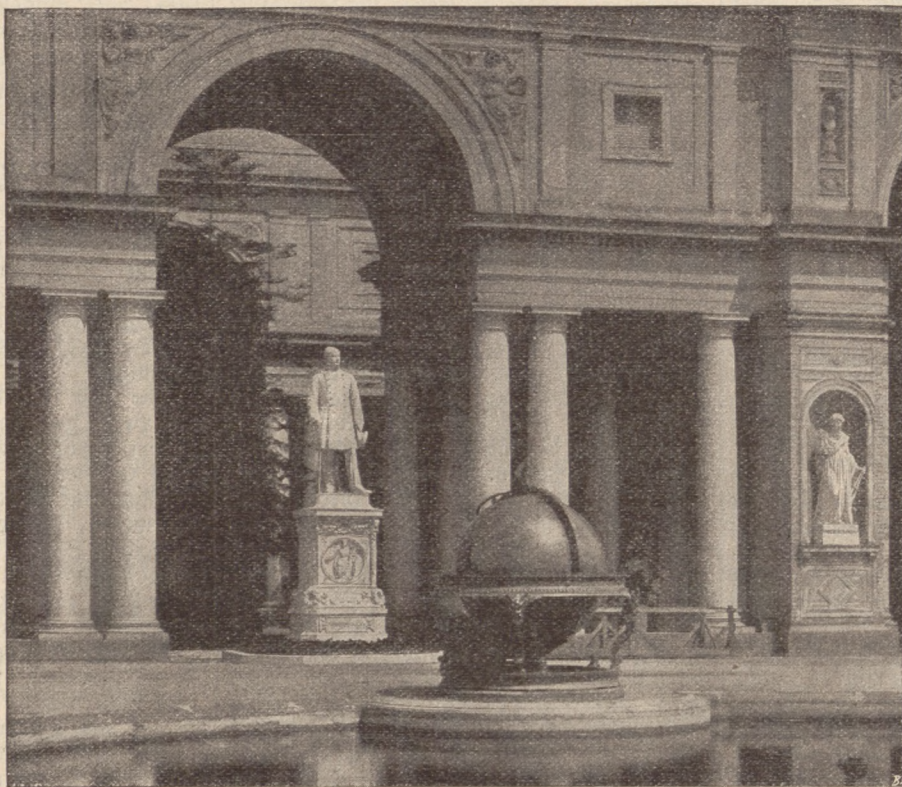
Peppa hatte sich erst ihr Kleid ausbessern müssen, das wollte sie aber nicht sagen.

„Ich komme nicht spät, Sie aber sehr zeitig, Herr Graf,“ antwortete sie spitzig.

Er half ihr beim Aufstellen ihrer Staffelei. Ein Diener brachte das Bild, an dem Peppa arbeitete, und stellte es auf die Staffelei. Dann entfernte er sich schweigend wieder.

„Was hast du denn, Peppa?“ fragte Giuliano leise. Da Fräulein Obermeyer kein Italienisch verstand oder doch sehr wenig, so glaubte er sich keine besondere Zurückhaltung auferlegen zu müssen.

Peppa antwortete nichts. Sie mischte ihre Farben, prüfte das Licht,



Der chinesische Himmelskugel vor dem Orangeriegebäude im Park von Sanssouci. (S. 203)
 Nach einer Photographie von Sella & Kamke, Hofphotographen in Potsdam.

das heute besonders klar und scharf war, dann begab sie sich an die Arbeit und zwar mit einer Aufmerksamkeit und einer Energie, die man ihr nicht zugetraut hätte.

„Wie gefällt Ihnen das Bild Peppas?“ fragte Fräulein Marianne den Grafen Giuliano.

„Es ist noch nicht fertig. Es läßt sich noch nicht viel sagen,“ antwortete dieser.

„Wissen Sie, was ich beabsichtige?“

„Nein.“

„Ich will es in München ausstellen lassen.“

„Es gefällt Ihnen also?“

„Ich bin entzückt davon. Ich habe in München vielfach Gelegenheit, gute und schöne Bilder tüchtiger Meister zu sehen, aber hier tritt mir eine ganz andere Behandlung von Farbe und Licht entgegen. Wo unsere Maler sozusagen unter einer schwerfälligen Farbengebung seufzen und schwitzen, hat Fräulein Peppa einen fast genialen Farbensinn. Ein Punkt, ein Strich, ein greller schreiender Fleck — aber welche ungeheure Wirkung wird damit erzielt!“

„Das ist speziell neapolitanische Schule.“

„Ich möchte das weniger Schule als Auffassungsgabe von Licht und Farbe nennen. Fräulein Peppa empfindet Licht und Farbe feiner, sie ist empfindlicher dagegen, als wir in unserem stumpf abgetönten, einfarbigen und oft gar farblosen Norden. Ich glaube wohl, daß in Neapel, diesem Meer von Licht und Farbe in der Landschaft, das Auge sich anders bildet und schult, feiner unterscheidet und empfindlicher wird. Die Neapolitaner lernen besser sehen als die Nordländer. Sie sind die geborenen Maler.“

„Nicht nur das, mein gnädiges Fräulein. Der Neapolitaner ist von Hause aus ein intelligenter, lebhafter, geweckter Geist, aber — o, wenn Sie wüßten, welche Unsumme schöner menschlicher Begabung hier jahraus, jahrein in Schmutz und Elend verkommt —“

„Marianne!“ schallte plötzlich die Stimme des Herrn Obermeyer durch den Park.

„Hier, Vater!“ antwortete diese, „ich komme sogleich.“

Dann sich verschmigt lächelnd zu Giuliano wendend, fügte sie hinzu: „Ich muß Sie einen Augenblick allein mit Peppa lassen. Sie werden es mir nicht übelnehmen, Herr Leutnant?“

„Mein gnädiges Fräulein —“ stotterte dieser etwas verlegen. Er wußte, daß sie mit ihm scherze.

„O, ich weiß, Sie werden es mir gewiß nicht übelnehmen. Und Peppa auch nicht, nicht wahr, mein Schatz?“

Dann küßte sie Peppa freundschaftlich auf die Wange und radebrechte lachend: „Addio, cara! A rivederci!“

„Addio, addio!“ erwiderte diese.

Dann schaute sie fragend auf Giuliano, als ob sie wissen wollte, von was soeben die Rede gewesen war. Ihre Eifersucht schien sich wieder verflüchtigt zu haben.

12.

Marianne traf ihren Vater auf der Terrasse vor dem Hause, wo er sie, mit einem Brief in der Hand, erwartete.

„Die Post war da. Es ist auch ein Brief für dich dabei,“ rief er ihr schon von weitem zu.

„Woher? Von Mama? Wann kommt sie?“

„Nein. Von der Mutter ist der nicht. Er kommt aus Berlin, also jedenfalls von Walter.“

„Der arme Junge! Sieh her, Papa. Wir wollen rasch lesen.“

Dann den Brief ungeduldig auseinander reißend, rief sie komisch erschrocken aus: „O,

welch langer Brief! Vier Seiten. Das ist vor seinem Ende.“

Sie setzte sich begierig auf einen Gartenstuhl und fing eifrig an zu lesen.

Der Brief lautete:

„Liebes Schwesterchen!

Wie ungerecht ist der Himmel! Wie ungleich sind die Güter der Welt verteilt! Während Du am goldenen Pösilippo in der Villa Marini schwelgst, sitze ich in der Kochstraße in Berlin und arbeite an meiner Doktorarbeit wie ein Wilder. Der Vater besteht nämlich darauf, daß ich noch in diesem Winter meinen Doktor machen soll, und behauptet unter anderem mit fast beleidigender Energie, ich hätte nun gebummelt genug. Ist das nicht empörend?

Aber nun denke Dir den merkwürdigen Zufall! Als Thema meiner Doktordissertation habe ich gewählt: „Welche unmittelbaren politischen Folgen hatte die Ermordung Cäsars?“ Du kennst doch die Geschichte des Julius Cäsar, der auf dem Kapitol von den römischen Patriziern ermordet wurde? Der Stoff hat mich als Historiker außerordentlich begeistert. Mit einem wahren Feuereifer stürzte ich mich



Erzbischof Dr. Hubertus Simar †.
(S. 203)

auf das Quellenmaterial und — nun kommt der nefische Zufall: In einer alten Scharte fand ich den Nachweis, daß Brutus — jener Brutus, zu dem der sterbende Cäsar sagte: „Auch du, mein Brutus?“ — also, daß dieser selbe Brutus nach seiner Flucht aus Rom sich bis zu seiner Abreise nach Griechenland, wo er sein Heer sammelte, in einer Villa am Pösilippo verborgen hielt, die dem jüngeren Lufullus gehörte. Du kannst Dir denken, wie ungeheuer mich das interessierte, zumal da nach der Beschreibung der Villa des jüngeren Lufullus diese in der Nähe der heutigen Villa Marini, wenn nicht gar auf demselben Platz gestanden haben muß. Sofort fiel mir ein, was Du mir über die alten Grotten unter der Villa Marini und von den antiken Mauerresten, die im Park verstreut liegen, geschrieben hast. Wenn sich nun in diesen Grotten, die, wie Du sagst, nur vom Meere aus erreichbar sind, oder unter diesen Mauerresten ein Denkmal jener Zeit befände, das ich als Neuigkeit, als wissenschaftlichen Schatz für meine Arbeit benutzen könnte, ein Pergament, eine Inschrift, ein Münzverrat oder irgend eine Kleinigkeit, die mir über jene fieberhaft aufgeregte Zeit neuen, unverfälschten Aufschluß geben könnte — ich wäre der glücklichste Mensch unter der Sonne, mit einem Schlag ein berühmter Mann. Und ist es nicht denkbar, ist es nicht wahrscheinlich, daß Brutus als Flüchtling, nach einer so weltbewegenden That, in dem Seelen-

zustand, in dem er sich befunden haben muß, seine Muße in der Villa des Lufullus benützt hat, um seine That vor sich und der Nachwelt zu rechtfertigen, irgend ein Zeugnis seiner Ansicht oder auch nur eine Spur seiner Unwesenheit hinterlassen hat? Wenn ich so etwas fände und als „Documenta Obermeyeriana“ der Wissenschaft zugänglich machen könnte — Marianne! Ich wäre ein gemachter Mann.

Also, die Grotten müssen untersucht werden. Liebes Schwesterchen, rede mit dem Vater davon. Es wird ihm auf ein paar Franken nicht ankommen. Geschieht es nicht für seinen Sohn? Zum Ruhme seines Namens? Ich wäre schon lange selbst dort, wenn der Vater mir nicht, wie man sagt, mit dem Zaunpfahl gewinkt und zu verstehen gegeben hätte, daß ich mich nicht ohne Doktordiplom wieder vor ihm sehen lassen dürfte. Aber es muß auch so gehen. Vielleicht kannst Du von dem früheren Besitzer etwas erfahren, was mich interessiert. Thu mir die Liebe, Schwester, und nimm die Sache in die Hand. Du hast ja Zeit. Ich erwarte Deine Nachrichten mit fiebernder Ungeduld und möglichst bald. Dein treuer Bruder Walter Obermeyer.“

Marianne war zunächst über diesen wunderlichen Brief sehr erstaunt. Die Geschichte und sämtliche anderen Wissenschaften hatten bisher ihr Interesse nicht sonderlich erregt. Jetzt zum erstenmal wurde ihr klar, daß sie in der Villa Marini auf einem klassischen Boden wandle, auf einem Boden, den vor fast zweitausend Jahren, als hier auch eine Villa, vielleicht eine schönere und reichere als die Villa Marini, gestanden, der Fuß eines Mannes gewandelt, der soeben durch einen politischen Mord die ganze damalige Welt in Kampf und Krieg, in Aufregung und Aufruhr versetzt hatte. Die Villa Marini mit ihrer Umgebung erschien ihr mit einemmal in einem anderen, interessanteren, anregenderen Lichte. Wo sie ging und stand, waren also weltererschütternde Personen vor ihr gegangen, und von diesen Personen sollten, mußten noch Andenken, Ueberbleibsel da sein. Ihr Bruder brauchte das, mußte das haben, damit die Welt ihn Doktor nenne. Wie wunderbar, wie komisch das alles zusammenhing, wie hübsch das war! Wenn Brutus die Güte gehabt hätte, hier für ihren Bruder etwas aufzuschreiben, würde der Vater ihrem Bruder tausend Mark mehr nach Berlin senden, denn sie hörte, wenn ersterer manchmal schimpfte, daß Walter nichts arbeite, daß er in letzter Zeit nur dreitausend Mark bekommen habe.

„Vater! Vater!“ rief Marianne und sprang lebhaft auf.

Der Gerufene saß auf der Terrasse und las die „Münchener Neuesten Nachrichten“, die die Post eben gebracht hatte.

„Was ist denn schon wieder los?“ fragte er.

„Da, lies! Das geht dich auch an, mehr wie mich.“

Sie gab ihm den Brief ihres Bruders, und Herr Obermeyer setzte sich leicht ächzend in dem Schaukelstuhl wieder zurecht, um den Brief zu lesen.

Marianne beobachtete ihn dabei sehr scharf. Sie wußte, daß er innerlich doch stolz war auf seinen Sohn, daß sein heißester Wunsch darin bestand, einen Doktor Obermeyer auf dieser Welt zu wissen, aber er wollte sich das nicht merken lassen.

„Er ist ein richtiger Spinnfatz, der Walter,“ sagte Obermeyer, nachdem er gelesen hatte, „sein Kopf steckt so voll dummer Streiche, wie ein Ei voll Dotter. Was das nun wieder für Geschichten sind! Dreimal habe ich ihm das Geld für seine Doktorpromotion nach Berlin geschickt, und dreimal hat er es verbummelt. Wenn er nun jetzt wieder —“

„Aber Vater, das ist hier doch was ganz anderes. Er will ja kein Geld, er will bloß, daß wir hier die Grotten und sonst was absuchen.“

„Na ja, das wollen wir machen! Wir werden Fischer hineinschicken in die alten Löcher. Aber das schreibe ihm nur, daß er uns ja nicht auf den Hals kommen soll. Er bleibt in Berlin, bis er Doktor ist. Weiter fehlte nichts, als daß der Junge in der Welt herumkutschert und alten Kram sucht. Er ist noch lange kein Schliemann.“

Dabei blieb es vorläufig, und Marianne ging wieder zurück nach dem Orte, wo Peppa Marini malte. Es war mittlerweile etwas dunkler geworden, und Peppa war eben, als Fräulein Marianne zurückkam, beschäftigt, ihr Malzeug zusammenzupacken, weil das Licht nicht mehr günstig war.

„Sie essen doch mit uns?“ fragte Marianne den Grafen Giuliano.

„Ich weiß nicht, ob Fräulein Marini —“ antwortete derselbe.

„O, Fräulein Peppa wird doch wohl ihren Bruder hier erwarten,“ meinte Marianne, „bitte, fragen Sie sie! Herr Marini hat mir bestimmt versprochen, heute herzukommen. Außerdem habe ich eine ganz besondere Mittheilung für ihn.“

„Für Mario?“

„Ja. Ich möchte ihn etwas fragen.“

„Was? wenn man so frei sein darf.“

„O, Sie können mir doch keine Antwort geben, Herr Leutnant, es betrifft die Grotten der Villa Marini.“

Graf Giuliano zuckte die Schultern. „Darin weiß ich allerdings keinen Bescheid,“ sagte er.

Auch Peppa blieb in der Villa Marini. Sie war es schon gewöhnt, hier ihren Bruder zu erwarten, weil sie es gern vermied, mit Graf Giuliano, der sich vielleicht für verpflichtet gehalten hätte, sie nach Hause zu begleiten, auf der Straße zu erscheinen. Sie wußte sehr wohl, daß sie jetzt auf einer Stufe der Gesellschaft stand, die mit einem Grafen de Mattei nichts zu thun hatte, und wenn sie auch nicht daran dachte, diesen aufzugeben, so war ihr doch klar, daß jetzt eine Verbindung, ja sogar auch der Verkehr miteinander in der Öffentlichkeit unmöglich war. Aber das mußte ja auch wieder anders werden, wie sie zuversichtlich hoffte. Es handelte sich nur darum, daß ihr Giuliano bis dahin treu blieb, und dafür wollte sie schon sorgen. Freilich, wie es im übrigen werden sollte und werden würde, davon hatte sie keine Ahnung.

Man saß schon bei Tische, als endlich auch Mario kam. Er kam direkt von Portici und sah bleich, nervös und abgespannt aus. Giuliano schien recht behalten zu sollen, und der alte Giuberti sich immer mehr und mehr als Vampir des jungen Mannes zu entwickeln.

„Wie geht's Ihnen, Herr Marini?“ fragte ihn Marianne leise und mitleidig.

„Ich danke, gut,“ antwortete er gleichgültig.

Er log. Es ging ihm gar nicht gut. Man sah, daß ihn nicht nur Sorgen um die Zukunft, sondern auch der Hunger quälten. Gleichwohl genierte er sich, bei Tisch so zu essen, wie er hätte essen mögen.

„Wie steht's in Portici?“ fragte ihn Giuliano.

„Gut,“ antwortete Mario wieder, „die Aktiengesellschaft hat sich konstituiert. Nächsten Monat werde ich als Sekretär derselben mit dreitausend Lire Gehalt angestellt, wenn —“

Er brach ab.

„Wie?“ fragte Giuliano wieder.

„Nichts. Es sind noch kleine Formalitäten zu erledigen,“ antwortete er ausweichend und eigentümlich zerstreut, wie man ihn sonst noch

nie gesehen hatte. Marianne beobachtete ihn genau. Hatte er wieder einen neuen Tanz mit dem alten Giuberti gehabt? Sie nahm sich vor, gelegentlich mit ihrem Vater von der Sache zu reden. Er mußte zu Gunsten der armen, bedrängten Familie intervenieren, Marianne wußte, daß ihr Vater sich in solchen Sachen vorzüglich auskannte und in Geschäftssachen einen außerordentlich scharfen, praktischen Blick hatte. Freilich gegenüber den Neapolitanern, die mit so ungewohnten Kniffen und Schlichen operierten, war Hilfe nicht leicht, aber jedenfalls sollte es versucht werden. „Jedenfalls!“ murmelte Marianne vor sich hin, als ob sie sich selbst durch diese Zusicherung beruhigen mußte.

„Ich möchte Ihnen etwas zeigen, Herr Marini,“ sagte Marianne nach dem Essen zu Mario.

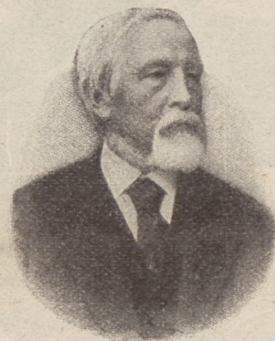
„Bitte. Bin ganz zu Ihrer Verfügung, meine Gnädigste.“

„Sie können doch Deutsch lesen?“

„Besser, wie ich es spreche.“

„Nun also. Bitte, lesen Sie den Brief, den ich heute nachmittag von meinem Bruder erhalten habe, und sagen Sie mir Ihre Meinung.“

Mario las den Brief des jungen deutschen



Professor Dr. A. Ruhlmann †.
(S. 204)

Nach einer Photographie von
Ed. Schulte, Hofphotograph in Heidelberg.

Historikers mit vielem Interesse, aber offenbar auch mit einem gewissen Staunen. Er war in der Villa Marini aufgewachsen. Diese und ihre Umgebung waren die Spiel- und Tummelplätze seiner Jugendjahre, aber er kannte den Grund und Boden, auf dem er stand, jedenfalls nicht so genau wie der junge Gelehrte, der ihn noch nie gesehen hatte. Wenn nun auch die Neapolitaner von den Tagesinteressen, von den kleinen, rasch wechselnden und deshalb unbedeutenden Ereignissen des Augenblicks viel zu sehr in Anspruch genommen sind, als daß sie sich hingebend in die Erforschung der Vergangenheit versenken könnten, wenn, sozusagen, der Glanz des Tages sie auch zu sehr blendet, als daß sie vor- oder rückwärts zu blicken vermöchten, so war Mario doch betroffen davon, daß die Villa Marini möglicherweise eine historische Bedeutung haben könne.

Die eine der Grotten, von denen da die Rede war, kannte er sehr genau. Er war Hunderte von Malen drinnen gewesen, da sie als Sommerbadeplatz für die Villenbewohner diente. Diese war auch vom Park aus zu erreichen. Die anderen Grotten galten für unsicher und gefährlich. Es hatte sich infolgedessen nie jemand darum gekümmert. Alles Mauerwerk, das vom Meeresgrund bis nahe an die Oberfläche des Wassers heraufragte, verhinderte stellenweise sowohl das Eindringen mit dem Kahn, als es auch das Schwimmen gefährlich machte. Dazu waren sie unheimlich,

von ewig polterndem Wellengeräusch erfüllt, finster und, was die Hauptsache war, unbekannt. Infolgedessen ging niemand hinein, und die Fischer, wenn sie draußen vorbeifuhren, bekreuzigten sich, während die besonders Abergläubischen unter ihnen alte Geschichten von dem Fischmenschen oder von Meerungeheuern und dergleichen Fabelwesen erzählten, die in diesen weit in den Berg hineingehenden Grotten ihr Wesen treiben sollten.

Nach aufmerksamer Durchsicht gab Mario den Brief zurück.

„Nun, was meinen Sie dazu, Herr Marini?“ fragte ihn Marianne. „Werden wir mit der Durchsuchung der Grotten etwas erreichen?“

„Sie wollen wirklich die Grotten durchsuchen?“ entgegnete Mario mit einem leichten Gruseln.

„Warum denn nicht?“ fragte die junge Dame, fast spöttisch.

Mario schämte sich seiner Hasenherzigkeit. „O, ich wäre natürlich außerordentlich erfreut, wenn ich Ihnen dabei irgend welche Dienste leisten könnte, nur fürchte ich, Sie werden auf unüberwindliche Hindernisse stoßen.“

„Welche?“

„Die Grotten gelten für unzugänglich.“

„Weshalb?“

„Weil Mauerreste, die vom Meeresgrund aufsteigen, den Eingang versperren.“

„Nun, man räumt sie fort, sprengt sie in die Luft, oder hilft sich wie immer.“

Mario sah die junge Dame verwundert an. Er hatte schon früher manchmal Gelegenheit gehabt, zu bemerken, mit welcher resoluten Frische und Energie das zierliche, zarte und etwas kränkliche Wesen begabt war. Wenn in ganz Neapel, fragte er sich, würde es wohl einfallen, sich wegen solcher Dummheiten in Geldkosten und Gefahren zu begeben? Mochte dort in den Grotten sein, was wollte — angenommen Geld und Geldeswert — wer wird sich solcher Hirngepinste halber einer Gefahr aussetzen? Brutus! Was ging denn Brutus irgend jemand heutzutage an? In all seinem Ueberfluß war dem Commendatore Marini nie so etwas eingefallen, und Marianne war kaum einige Wochen da, als sie auch schon anfang, in die Luft zu sprengen, wegzuräumen, was ihr im Wege war — weshalb? Brutus' wegen! Ja, wenn dieser Brutus irgend welchen Einfluß auf den alten Giuberti oder auf den Senatore Strozzi hätte ausüben können, so hätte Mario ein solches Interesse verstanden — so aber konnte er es nur bewundern.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Unter den aus Peking weggeführten astronomischen Instrumenten ist das wertvollste der vor dem Drangeriegebäude im Park von Sanssouci aufgestellte große **chinesische Himmelsglobus**, ein kostbares Bronzewerk von ehrwürdigem Alter. Die Himmelskugel ruht in einem ringförmigen Gestell von reich ornamentierter Bronzearbeit und hat einen Umfang von 5,82 Meter. Sie wird von Längen- und Breitengraden durchzogen, die größten Sterne sind plastisch aufgesetzt und vergoldet, die Milchstraße ist als weiche, matter Streifen sichtbar. Am Fuße des Gestells befindet sich in einem reichverzierten Bronzefasten ein Drehwerk, durch das der Himmelsglobus bewegt werden kann. Das ganze Werk hat ein Gewicht von 90 Zentner. — Der an schnell verlaufender Lungenentzündung gestorbene **Erzbischof Dr. Subertus Theophil Simar von Köln** wurde am 14. Dezember 1835 zu Eupen geboren und am 2. Mai 1859 zum Priester geweiht. Nachdem er eine Zeitlang Kaplan an der Pfarrkirche Dietkirchen gewesen, er-

hielt er eine Repetentenstelle am theologischen Konvikt in Bonn, wurde 1864 außerordentlicher Professor für Theologie, erhielt 1867 von der theologischen Fakultät in Münster i. W. den theologischen Doktorgrad und 1880 die Ernennung zum ordentlichen Professor der Dogmatik und Apologetik. 1891 wurde er zum Bischof von Baderborn berufen und ging 1899 als Nachfolger des Erzbischofs Klement nach Köln. Das vorzeitige Abscheiden des mit Recht beliebten Kirchenfürsten wird allgemein beklagt. — Noch am 22. Februar 1902 feierte der Altmeister der deutschen Kliniker, **Geh. Rat Professor Dr. A. Rumpf** in Heidelberg, in bewunderungswürdiger Rüstigkeit und unter Anteilnahme der ganzen ärztlichen Welt seinen achtzigsten Geburtstag. Jetzt hat den berühmten Mann der Tod plötzlich hinweggerafft. Rumpf war in Graben bei Karlsruhe geboren, studierte in Heidelberg, wurde

1848 badiſcher Militärarzt, praktizierte 1850 bis 1853 in Randern und habilitierte ſich 1855 in Heidelberg. 1857 wurde er außerordentlicher Professor, ging 1859 nach Erlangen, 1863 nach Freiburg und 1876 nach Straßburg. Seit 1889 lebte er in Heidelberg im Ruheſtande. Die Zahl und Bedeutung ſeiner wiſſenſchaftlichen Publicationen iſt groß. In weitere Kreiſe iſt ſein ſchönes Buch „Erinnerungen aus dem Leben eines Arztes“ gedrungen.

Das Sammeln der Steckmuschel in den Salzseen auf Meleda (Dalmatien).

(Mit Bild.)

Meleda, die ſüdlichſte der größeren dalmatinischen Inſeln, beſitzt zwei mit dem Meere durch einen Kanal

verbundene Salzſeen, die für das Gedeihen der Steck- oder Schinkenmuſchel (*Pinna squamosa*) eine beſonders günſtige Stätte bieten. Die Steckmuſchel erreicht eine Größe von 70 bis 80 Centimeter, und ihre außen rötlichgrauen Schalen ſind innen mit einer zarten, rotbraunen Perlmutterſchicht bekleidet; eine Drüſe ſondert den Byſſus ab, ſeine, glänzende, klebrige Fäden von 12 bis 16 Centimeter Länge, mit denen ſich das Tier am Geſtein feſtklammert. Früher wurde der Byſſus zu ſeidenartigen Geweben verarbeitet. Das Fleiſch der Steckmuſchel iſt in Dalmatien eine beliebte Volkſpeiſe. Die Fiſcher auf Meleda bedienen ſich zum Sammeln der Muſcheln einer 4 Meter langen Stange, an deren unterem Ende ein gezahnter Eiſenbügel befeſtigt iſt.



Das Sammeln der Steckmuſchel in den Salzſeen auf Meleda (Dalmatien).

Diogenes.

(Mit Bild auf Seite 205.)

Die Welt- und Menſchenverachtung, die den griechiſchen Philoſophen Diogenes erfüllte, hatte in trüben Lebenserfahrungen ihren Grund. Aber nicht als tragische Geſtalt, ſondern als komiſche Figur lebt er im Gedächtnis der Nachwelt, und als ſolche hat er auch vielfach auf ſeine Zeitgenoſſen gewirkt. Diogenes ſtammte aus Sinope am Schwarzen Meer, wo er um 414 v. Chr. zur Welt kam. Sein Vater wurde der Münzfäſchung angeklagt und entfloh nach Athen, wo der wißbegierige Knabe Schüler des Philoſophen Antiftheſes wurde. Das Ideal dieſes Denkers war die Bedürfnisloſigkeit, und ſein Schüler ſetzte ſeine Lehre ins Praktiſche um. Er nährte ſich von Abfällen, ein zerriffener Mantel war ſeine einzige Kleidung, ſommers und winters ging er ohne Kopfbedeckung und mit bloßen Füßen. Sein Obdach für die Nacht war eine Tonne, oder richtiger einer jener großen thönernen Weinbehälter, wie ſie damals in Gebrauch waren. Den Spott, den er ſich durch dieſe auffällige Gebaren zuzog, ertrug er mit großer Gelassenheit.

Margots Vater.

Erzählung nach Kriminalakten.

Von I. B. Hansen.

1. (Nachdruck verboten.)

Aus dem großen Walde von St. Germain hervor ſtutet ein klarer Bach und ergießt ſich in die Seine, nachdem er zuvor noch einen kleinen tiefen Teich gebildet. An dieſem Gewäſſer befand ſich im Jahre 1810 eine kleine Sägemühle mit dazugehörigem Wohngebäude und nicht weit davon ein ſtattliches Bauerngehöft. Weiterhin ſah man die Dächer und Hausgiebel eines Dorfes aus dem Grün der Bäume und Büſche hervorlugen.

Alles dieſes bot zuſammen ein ſo reizvolles und anmutiges Bild idylliſchen Friedens, daß ſchon häufig Pariſer Landſchaftsmaler mit ihren Skizzenbüchern hinausgepilgert waren, um den ſtillen Zauber dieſes Landſchaftsidylls mit Farbstift oder Pinſel zunächſt auf Papier und nachher auf Malleinen zu bannen.

Wie trügeriſch iſt aber oft der äußere Anſchein! So war's auch hier: kein Idyll

des Friedens und der Ruhe waren jene beiden benachbarten Wohnſtätten, ſondern vielmehr ein Schauplatz des heftigſten Haſſes und unaufhörlichen Streites zwischen den beiden Nachbarn, dem Sägemüller und dem Bauern. Erſterer hieß Jean Courbet, letzterer Pierre Lebrun. Beide waren ſchon über die Fünfzig hinaus, wenn auch noch ſehr rüſtige Männer; von Jahr zu Jahr haſten ſie ſich grimmiger, denn ein Prozeß zwischen ihnen ſpielte ſeit langer Zeit und verursachte ſchwere Koſten.

Es handelte ſich in ihrem Rechtsſtreit erſtens um den Teich, der ihnen gemeinſchaftlich als einzigen Landauslieger gehörte. Wegen der Fiſcherei und Entenjagdmutzung hatten ſie ſich niemals einigen können. Dann aber bildete eine noch ſchlimmere Streitsache die für den Sägemühlenbetrieb Courbets durchaus notwendige Waſſerſtaugerechtiſame. Es konnte natürlich nicht fehlen, daß dadurch, trotz aller auf die richtige Stauhöhe des Waſſers gewandten Aufmerkſamkeit und Sorgfalt, dennoch die an den Teich grenzenden Wiesen des Nachbarn zuweilen ein wenig überſchwemmt wurden, was dieſem dann er-



Diogenes. Nach einem Gemälde von G. Mantegazza. (S. 204)

wünschte Veranlassung zu heftigen Beschwerden gab. Jean Courbet war wohl auch ein hystöppiger und jähorniger Mann, Pierre Lebrun aber dasselbe in noch viel höherem Grade.

Im Wirtshause des benachbarten Dorfes hatten Courbet und Lebrun in ärgerlicher Weise sich oft gezannt, in Gegenwart anderer Drohungen gegeneinander ausgetoßen und sich gegenseitig alle möglichen Schlechtigkeiten nachgesagt. Manche Leute meinten deshalb kopfschüttelnd: „Das kann kein gutes Ende nehmen mit den beiden!“ Und darin sollten sie sich auch wirklich nicht täuschen.

Jean Courbet hatte eine große Familie zu ernähren, was ihm Mühe genug machte, denn leider war er ziemlich verschuldet. Und seinen ältesten Sohn Joseph, bis dahin seine beste Stütze im Geschäft, hatte vor Jahresfrist ein schweres Unglück betroffen. Der sechszwanzigjährige junge Mann war nämlich mit seinem rechten Arm in das Sägewerk geraten und zum Krüppel geworden. Joseph war verheiratet gewesen, aber jetzt Witwer; er hatte nach kaum zweijähriger glücklicher Ehe seine Frau durch den Tod verloren, die ihm ein reizendes Töchterchen hinterließ, die kleine, niedliche, jetzt dreijährige Margot.

An einem Augustmorgen des Jahres 1810 liefen bei einer alten Ulme am Feldwege nördlich vom Teiche viele Leute zusammen. Dort lag unter dem Baum der entseelte Körper Pierre Lebruns. Ein Schuß durch den Hals hatte ihn getötet, wie die Untersuchung ergab.

Eine Justizperson und ein Arzt wurden aus St. Germain rasch zur Stelle geholt. Man forschte nach der Kugel, konnte sie aber nicht finden, denn in der Leiche fand sie sich nicht. Der Justizbeamte fragte alsdann mit lauter Stimme die Anwesenden: „Hat jemand eine Vermutung über den Thäter?“

Zuerst Schweigen, dann leises Gemurmel. Endlich sagte ein alter Bauer: „Nach meiner Ueberzeugung kann's nur der Sägemüller gethan haben.“

„Ja, ja!“ riefen andere zustimmend. „Sicherlich ist Jean Courbet der Thäter! Die beiden waren sich ja so grimmig feind wie Hund und Kaze!“

Einer sprach bedächtig: „Heute morgen, ganz in der Frühe, als ich zur Feldarbeit ging, traf ich hier in der Nähe den Sägemüller. Er hatte eine Kugelbüchse auf der Schulter und sagte mir, er wolle einem Fischotter weiter oben am Bach nachstellen. Aber ich glaube nun auch, daß er seinen Feind erschossen hat.“

Der Beamte hatte genug gehört. Er winkte den Gendarmen zu. Die drei schritten nach der Sägemühle hin. Das Wasser rauschte über das Wehr, aber die Mühle stand still.

Die drei traten ins Wohnhaus. Wie sie auf dem Flur waren, hörten sie, wie im Wohnzimmer drinnen Jean Courbet mit heiserer Stimme sagte: „Jetzt kommen die Gendarmen!“

Eine andere Stimme, die des ältesten Sohnes, des Einarmigen, sprach darauf etwas Unverständliches, doch anscheinend Beruhigendes.

Der Beamte stieß die Thür auf und trat mit seinen Begleitern ins Zimmer. Ganz verstört saß der Sägemüller auf einem Stuhle. Bei ihm stand sein Sohn Joseph, dessen gleichfalls anwesende Mutter, Brüder und Schwestern vor Entsetzen fast außer sich zu sein schienen. Auf einem Bettchen in der Ecke des Zimmers schlummerte unschuldsvoll und friedlich die kleine Margot.

„Jean Courbet,“ sprach der Beamte, „Ihr habt heute morgen Euren Nachbarn Pierre Lebrun erschossen. Im Namen des Gesetzes verhafte ich Euch!“

Der Sägemüller, stöhnend sein Antlitz mit den Händen bedeckend, antwortete nicht. Aber sein Sohn Joseph, dessen bleiches ernstes Gesicht einen unbeugsamen Entschluß verriet, sagte mit fester Stimme: „Das ist ein Irrthum, mein Herr!“

„Wie so?“
„Mein Vater wird ungerechterweise beschuldigt, er hat Pierre Lebrun nicht erschossen.“

„Wer hat's denn gethan?“

„Ich selbst.“

„Ihr? Der Einarmige? Das ist wohl nur ein Gerede, um Euren Vater, den Thäter, vor dem Verhängnis, das ihn bedroht, zu behüten.“

„Wahrheit ist's. Meinen linken Arm weiß ich wohl zu brauchen; darin bin ich geübt. Und um eine Pistole abzdücken, braucht man nur eine Hand.“

„Man hat Euren Vater ganz in der Frühe draußen mit einer Kugelbüchse gesehen —“

„Er war auf der Fischotterjagd und ist freilich ohne Jagdbeute, aber auch ohne einen Menschen getötet zu haben, heimgekehrt. Der Schuldige bin ich allein. Draußen hatte ich bösen Streit mit Lebrun; harte Worte wurden gewechselt, er beschimpfte mich; da übermannte mich der Zorn, und ich erschoss ihn.“

„Das ist seltsam! Euer Vater sieht doch so verstört aus.“

„Das Unglück seines Sohnes hat ihn so erschüttert.“

„Euer Verbrechen!“

„Das ist ein schlimmes Wort für meine That, aber es möge gelten.“

„Wo ist die Pistole?“

„Hier!“

Der junge Mann brachte eine Pistole zum Vorschein und überreichte sie dem Beamten.

Dieser prüfte mit Interesse die Waffe und steckte sie als Beweisstück zu sich. Dann sagte er: „Unter solchen Umständen verhafte ich also Euch, Joseph Courbet, wegen Mordes, verübt an dem Bauern Pierre Lebrun!“

Die Gendarmen nahmen den Häftling in die Mitte.

„Bitte, laßt mich noch einmal mein Töchterchen Margot sehen und küssen!“ bat Joseph. Es wurde ihm gestattet. Er neigte sich über das Bettchen und küßte das schlafende Kind.

Dann sagte er gefaßt: „Jetzt bin ich bereit. Lebt alle wohl für immer! Sorgt gut für Margot!“

Sein Vater stöhnte schwer auf, und die Mutter rief jammernd: „Gott segne dich, mein lieber Sohn, und stehe dir bei in deiner großen Pein!“

Seine Brüder und Schwestern schluchzten und weinten ebenfalls, während Joseph abgeführt wurde.

Einige Tage darauf bestattete man die Leiche des erschossenen Pierre Lebrun. An der alten Ulme am Feldwege wurde, dem Brauch in den südlichen Ländern gemäß, ein kleines, einfaches hölzernes Gedächtniskreuz befestigt.

Nach etlichen Wochen fand die Gerichtsverhandlung gegen Joseph Courbet statt. Sie nahm bei dem offenen Bekenntnis des Angeklagten, der standhaft bei der Behauptung blieb, daß er allein der Schuldige sei, nicht viele Zeit in Anspruch.

Man billigte ihm mildernde Umstände zu.

Deswegen wurde er nicht zum Tode verurtheilt, sondern zu lebenslänglicher Zwangsarbeit im Bagno von Toulon.

Dorthin wurde Joseph Courbet mit einem Transport anderer Sträflinge geschafft. Der Umstand, daß er ein einarmiger Krüppel war, kam ihm nun allerdings im Bagno gut zu statten. Denn für schwere Arbeiten war er untauglich; man konnte ihn nur mit leichteren Arbeiten beschäftigen.

2.

Die kleine Margot erfuhr bezüglich ihres Vaters nicht den wahren Sachverhalt, der ihr ängstlich verhehlt wurde. Als sie damals erwachte und sehnsüchtig nach ihm verlangte, sagte man ihr, daß er verreist sei. Später brachte man sie zu dem Glauben, daß der Vater in der Ferne gestorben wäre.

Ihrem Großvater Jean Courbet war der unschuldsvolle Blick des Kindes, wenn er diesen auf sich gerichtet sah, stets wie ein stiller, aber um so peinigenderer Vorwurf. Auf's liebevollste wurde übrigens für die Kleine gesorgt, bald aber bot sich für sie unverhofft eine noch bessere, ja geradezu glänzende Versorgung.

In einem schönen Landhause in der Nähe wohnte zur Miete das kinderlose, sehr wohlhabende Ehepaar Letellier. An Geld und Gut fehlte es dem Paare nicht; aber die fröhliche Kinderlust im Hause blieb ihm ver sagt.

Madame Letellier hatte nun zuweilen Margot vor der Sägemühle gesehen und sich gänzlich in die reizende Kleine vernarrt. Sie faßte den Entschluß, das Kind zu adoptieren, als sie mit ihrem Gemahle den derzeitigen Wohnort zu verändern sich veranlaßt sah. Sie hatten nämlich in Tours ein großes schönes Haus nebst prächtigem Garten von einer verstorbenen Tante geerbt, wohin sie nunmehr zu übersiedeln gedachten.

Mit ihrem Mann besprach sie zunächst die Angelegenheit.

„Gern würde ich dir gefällig sein, meine Liebe,“ meinte er. „Aber — hm — ich fürchte — es ist doch ein Bedenken dabei.“

„Welches Bedenken?“

„Der Vater des kleinen, herzigen, niedlichen Mädchens ist ein Bagnosträfling.“

„Ach ja! Aber was kann die schuldlose Kleine dafür? Sie weiß ja noch gar nichts davon. Deshalb wäre es besonders gut, wenn sie von hier wegläme. Denn sonst könnte ihr auf die Dauer das Fürchterliche doch nicht verheimlicht werden.“

„Ich zolle ihr das herzlichste Mitgefühl. Wenn du dich also darüber hinwegsetzt —“

„Ja, das thue ich! Ich fühle mich berufen zu diesem Werke wahrer Barmherzigkeit. Die arme Kleine! Wir wollen für sie sorgen, sie glücklich machen. Durch ihre kindliche Anmut und Dankbarkeit wird sie uns erfreuen, unsere Häuslichkeit erheitern und verschönern. Wir wollen sie mitnehmen nach Tours.“

„Nun, so mag es denn nach deinem Wunsche geschehen, meine liebe Hortense. Wir wollen noch heute dem Sägemüller den Vorschlag machen.“

Das geschah. Jean Courbet beriet mit seiner Frau darüber, und nach längerer Ueberlegung willigten die beiden ein. In der That schien ja auf solche Weise eine herrliche Zukunft ihrer Enkelin Margot gesichert zu sein. Und gewiß war's am besten für die Kleine, sie ganz aus der Gegend fort und nach Tours zu bringen.

Margot unterwarf sich bereitwilligst, ohne viel zu weinen, dem großherlichen Beschlusse,

denn sie hatte die freundliche Madame Letellier sehr lieb gewonnen.

Fortan lebte sie also bei dem gutherzigen Ehepaare in dessen prächtigem Hause zu Tours an der Loire. Bei den vortrefflichen Leuten hatte sie es da sehr gut. Als sie heranwuchs, erhielt sie eine treffliche Erziehung und wurde zugleich immer schöner und lieblicher.

3.

Im Nachbarhause wohnte der Apotheker Nogaret, mit dessen Frau Madame Letellier bald sehr befreundet wurde. In einer traulichen Plauderstunde gab Madame Letellier ihrer Freundin eines Tages unvorsichtigerweise Auskunft über die Herkunft Margots und das Verhängnis, welches deren Vater betroffen hatte, selbstverständlich unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit.

Madame Nogaret schwieg auch getreulich darüber viele Jahre lang.

Sie hatte einen Sohn, Namens Gaston, der Apotheker werden sollte, um dann dereinst das väterliche Geschäft zu übernehmen und weiterzuführen. Er war vier Jahre älter als Margot.

Das Jahr 1826 kam heran.

Margot war zu einer holden neunzehnjährigen Jungfrau erblickt, Gaston zu einem stattlichen jungen Mann von dreißig Jahren herangereift.

Nachbarlich und gesellschaftlich hatten die beiden stets viel miteinander verkehrt. Kein Wunder also, daß die Liebe ihre Herzen gefangen nahm mit Allgewalt.

Als Margot ihrer guten Beschützerin davon Mitteilung machte, rief diese freudig: „O, das ist ja herrlich! Daß es einmal so kommen würde, habe ich immer gehaut.“

„Du hast also nichts dagegen?“

„Nicht das geringste.“

Herr Letellier hatte ebensowenig etwas gegen diese Liebe einzuwenden, billigte sie vielmehr von ganzem Herzen.

Ungefähr zur nämlichen Zeit zog Gaston seine Eltern ins Vertrauen.

Sein Vater rief sich die Hände und rief vergnügt: „Ganz vortrefflich! Du hast eine gute, verständige Wahl getroffen. Ich bin darüber entzückt, mein Herzenssohn.“

Aber zum größten Erstaunen von Vater und Sohn war Madame Nogaret anderer Meinung.

Sie schüttelte den Kopf und sprach erregt: „Mein lieber Gaston, diese Verbindung ist unmöglich!“

„Warum denn?“ rief der junge Mann bestürzt.

„Margot ist nicht die wirkliche Tochter der Letelliers.“

„Ihre Adoptivtochter ist sie, aber voraussichtlich — oder vielmehr ganz bestimmt — wird sie einst ihre Erbin sein,“ sagte der Apotheker.

„Ganz recht. Doch es hastet ihr ein Makel an, der eine Verbindung mit unserem Sohne leider unmöglich macht.“

„Welcher Makel?“ fragte der Apotheker. „Erkläre uns das, liebe Amalie!“

„Ich darf jetzt nicht länger schweigen darüber. So höret es denn: Margot ist die Tochter eines Vagabondens, eines Mörders!“

„Unmöglich!“ rief Gaston.

„Das kann nicht wahr sein!“ sagte der Apotheker.

„Wahr ist's! Madame Letellier hat mir das vor Jahren selbst mitgeteilt.“

„Und Margot weiß das?“

„Nein, die Ärmste hat davon gar keine Ahnung.“

Madame Nogaret berichtete den ihr bekannten Sachverhalt nun ausführlicher.

„Das kann ich noch immer nicht recht glauben!“ rief Gaston geisterbleich. „Darüber muß ich sogleich Genaueres erkunden.“

Er rannte aus dem Zimmer.

„Jetzt läuft er direkt zu den Letelliers,“ sagte Herr Nogaret kopfschüttelnd.

„Ich wasche meine Hände in Unschuld,“ sprach seine Frau. „Mag danach kommen, was da will. Unter solchen Umständen durste ich nicht länger schweigen.“

Gaston erschien in der Letellierschen Wohnung und traf dort zuerst Margot.

„Mein teures Lieb,“ rief er, „ich muß notwendigerweise sogleich mit deiner Mutter sprechen.“

„Geh dort nur hinein!“

Der junge Mann schob eine Portiere auseinander und trat ins Nebenzimmer, wo sich Madame Letellier befand.

„Madame,“ sagte mit bebender Stimme Gaston, „meine Mutter hat mir soeben erklärt, meine Verlobung mit Margot sei nicht thunlich, Margot sei die Tochter eines Vagabondens, eines Mörders. Ist denn wirklich etwas Wahres an solchem Gerücht?“

„Mein lieber junger Freund, fassen Sie sich!“

„Geben Sie mir gewissenhaft Auskunft, Madame! Ich bitte Sie inständig.“

„Nun denn — wenn Sie so dringend fragen — ich darf und kann es ja nicht leugnen, sondern muß der Wahrheit die Ehre geben — leider, leider ist es so.“

Man vernahm ein schmerzliches Wehzen — einen Fall. Die beiden eilten ins andere Zimmer. Margot, welche begreiflicherweise der Neugier nachgegeben, um hinter der Portiere zu lauschen, hatte alles gehört. Ohnmächtig war sie niedergefallen.

Madame Letellier und Gaston bemühten sich um sie und brachten sie endlich wieder zur Besinnung.

„Wehe mir!“ klagte sie verzweiflungsvoll.

„Also das ist mein Verhängnis! Ich bin die Tochter eines Vagabondens, eines Mörders! Gaston — lebe auf ewig wohl! Ich kann, ich darf nicht die Deine werden, denn ich bin deiner nicht würdig — o, deine Mutter hat ja ganz recht. Gott im Himmel! Für mich wird bald der barmherzige Tod die erwünschte Erlösung sein!“

Man versuchte, sie zu beruhigen, jedoch vergebens. Sie wurde nur immer aufgeregter und verzweifelter.

Gaston rief: „Und wenn es sich denn auch so verhält, ich halte dir doch die Treue! Was kümmert mich das Vorurteil der Menschen? Du Gute, du Schuldlose, mein sollst du doch werden!“

Sie aber jammerte: „Nein, nein! Es kann, es darf ja nicht sein! Gehe fort, Gaston! O, fliehe von hier!“

Ein Arzt mußte gerufen werden.

Damit die aufgeregte Kranke ruhiger würde, erschien es rätlich, daß Gaston Nogaret sich entferne.

Tief betrübt und erschüttert verließ er das Zimmer und das Haus.

4.

Zur selben Zeit, da diese Ereignisse in Tours geschahen, lag der alte Jean Courbet auf dem Sterbette und gab seinem Notar und einem Justizbeamten folgende Erklärung zu Protokoll:

„Mein im Jahre 1810 zu lebenslänglicher Vagabondage verurteilter Sohn Joseph ist unschuldig, den Bauern Pierre Lebrun habe ich erschossen. Es geschah in einer Aufwallung des Zornes nach vorhergegangenen

Streite. Als ich ganz verstört nach Hause kam, bekannte ich meiner Familie das Borgeschallene. Das verursachte grenzenlosen Jammer. Da sprach mein Sohn Joseph: „Die Mutter und Geschwister können dich nicht entbehren; sie würden dem völligen Ruin, der bittersten Not verfallen, wenn du uns entrissest würdest. Ich aber, der Krüppel, kann entbehrt werden; also übernehme ich deine Schuld!“ Anfangs wollte ich das nicht zugeben; er blieb aber fest bei seinem Entschlusse und opferte sich zum Heile seiner Mutter und Geschwister für seinen Vater auf. Man suche in der alten Ulme am Feldwege; die Kugel schlug da hinein; finden wird man, daß es keine Pistolenkugel, sondern eine Büchsenkugel ist. So wahr mir Gott helfe, das ist die reine Wahrheit!“

Am Tage nach diesem Bekenntnisse verchied der Sägemüller. Der Sachverhalt wurde höheren Ortes berichtet. Man forschte nun zunächst in der Ulme mit dem Gedächtniskreuz nach. Und richtig, man entdeckte darin eine große, etwas plattgedrückte Büchsenkugel. Also war Pierre Lebrun nicht mittels einer Pistole erschossen worden.

Es erging der Befehl zur sofortigen Freilassung des Vagabondens Joseph Courbet.

Ungeheures Aufsehen erregte dieser Vorfall, als die Kunde davon in weiteste Kreise drang. Die Zeitungen brachten lange Artikel darüber. Man pries enthusiastisch diesen Heroismus ohnegleichen, den Aufopferungsmut dieses Mannes. Er wurde vorgeschlagen für den großen Monthyonpreis.

Damit hat es folgende Verwandtnis: Vor langer Zeit hat in Frankreich ein menschenfreundlich gesinnter Krösus Namens Monthyon testamentarisch eine Stiftung der Art gemacht, daß die beträchtlichen Zinsen eines sehr bedeutenden Kapitals alljährlich als Preise an solche Personen verteilt werden sollen, die sich durch besonders edle Thaten bemerkbar gemacht haben.

In der That erhielt Joseph Courbet den großen Monthyonpreis im Betrage von zehntausend Franken und außerdem auch noch eine große goldene Ehrenmedaille.

Nicht Schande, sondern Ehre hatte also Joseph Courbet auf seinen Namen gehäuft. Das sahen jetzt auch Gastons Eltern in Tours ein, und Margot hatte keinen Grund mehr zur Entsagung. Von neuem wurde der Herzensbund geschlossen, die Verlobung gefeiert und später die Hochzeit.

Joseph Courbet blieb, allgemein geachtet, in Tours, um nach so vielen ausgestandenen Leiden sich an dem Glück seiner Tochter zu erfreuen.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Napoleon I. und Cherubini. — Mit Napoleon I. war oft nicht gut Kirichen essen, am schlimmsten zeigte sich dies im Gebiete der Politik, schlimm aber auch im Gebiete der Kunst. Napoleon war noch Brigadegeneral, als er Cherubini einige Bemerkungen über dessen Musik machte und tadelte, daß sie zu gelehrt und nicht gut singbar sei. Das nahm Cherubini übel und sagte zu Napoleon: „General, Schlachten gewinnen, das ist Ihr Handwerk; lassen Sie mich mit dem meinigen gewähren, von dem Sie nichts verstehen!“ Diese Antwort konnte Napoleon nie vergessen. Das zeigte sich bei folgender Gelegenheit. In besonderer Gunst bei Napoleon standen die Tonmeister Passiello und Mehul. Als Passiello, bisher Napoleons Kapellmeister, Frankreich verließ, warf Napoleon seine Blicke auf Mehul. Alle Welt glaubte, Mehul würde den glänzenden Antrag mit beiden Händen ergreifen. Wie erstaunte aber Napoleon, als Mehul die ihm zugebotene Ehre ablehnte. „Nur unter einer Bedingung,“ sagte er, als

Napoleon ihn nötigte, „kann ich diese Stelle annehmen: wenn Sie mir erlauben, sie mit Cherubini zu teilen.“

„Wie? Cherubini? Nennen Sie mir den nicht,“ rief Napoleon aus; „das ist ein naseweiser Gefell; den kann ich durchaus nicht leiden!“

„Er ist wahrscheinlich so unglücklich gewesen,“ entgegnete Mehul ruhig, „sich Ihr Mißfallen zu zuziehen; aber bei alledem ist und bleibt er doch unser aller Muster und Meister in der Musik. Zudem lebt er in dürftigen Umständen. Er hat Familie; ich wünsche herzlich, ihn wieder durch Ihre Gunst beglückt zu sehen.“

„Ich wiederhole Ihnen aber,“ rief Napoleon, „daß ich nichts mit ihm zu schaffen haben will.“

„Run, General,“ erwiderte Mehul, „so wiederhole ich in diesem Falle auch meine bestimmte Weigerung und schwöre, daß mich nichts vermögen soll, meinen Entschluß zu ändern. Ich bin Mitglied des

Instituts, er ist es nicht. Ich kann es nicht ertragen, daß etwa jemand von mir sagen sollte, ich ziehe eigennützig von der Gunst, womit Sie mich beehren, Vorteil, so daß ich alles für mich behalte und einen berühmten Mann dessen beraube, worauf er Anspruch zu machen ein Recht hat.“

Mehul blieb fest bei seinem Entschlusse; aber auch Napoleon gab nicht nach. Die Folge war, daß ein anderer Kapellmeister gesucht werden mußte. Lesueur hieß der Nachfolger, welcher die einträgliche Stelle erhielt.

Ein denkwürdiger Schuß. — Im Jahre 1796 rückte eine Abteilung russischer Soldaten bis gegen Krakau vor, um diese damals schwach verteidigte, alte, halbverfallene Festung zu nehmen. Nach altem Brauche waren die Mauern und Flankierungstürme von den bürgerlichen Handwerkszünften besetzt. Der äußerste der drei jetzt noch pietätvoll erhaltenen Stadttürme an der Nordfront, zunächst des Floriani-

thores, gehörte der Gilde der Schnürmacher, Börtelweber und Schmuckler (Posamentierer), welche mit ihren alten Waffen unter Kommando des Altmeisters Kasimir Drajewicz dort Wache hielten.

Da rückte eines Tages der russische General Panin mit glänzender Suite, alle prächtig uniformiert, bis auf zwölfhundert Schritte an die Mauern, um zu rekonnostrieren.

„Hallo! Diesen Vogel möchte ich haben,“ rief Drajewicz und griff nach seinem Gewehre.

„Schade um das Pulver!“ bemerkte ein Bürger, „so weit trägt keine Büchse; vielleicht das Wallgewehr.“ Dabei deutete er auf eine uralte Wallbüchse, die ein Kaliber hatte, in welches man bequem wallnußgroße Kugeln hätte laden können, wenn solche zur Stelle gewesen wären.

Da riß Drajewicz einen silbernen Knopf, wie solche oft in Taubenstirngröße Edelsteine und reiche Bürger an ihren Kartuschen damals trugen, von

Humoristisches.



Vorschlag zur Güte.

Ausreicher (zum Herrn, der sich auf eine frischgeschickene Bank gesetzt hat): Wissen Sie, so können Sie aber unmöglich in die Stadt gehen... da ist's schon am besten, ich streiche Ihnen die Hose gleich ganz grün!

Mißverstanden.
Junger Mann (beim Friseur): Bitte, meinen Schnurrbart etwas zu „laden“.
Friseur: „Laden“ will ich schon; ob er aber auch kommt?



seinem Gewand, lud ihn in die Waffe, streckte sie aus der Scharte und gab Feuer. Der Schuß that seine Wirkung. Man sah den General Panin mit den Armen in die Luft greifen und vom Pferde stürzen. Ein jäher Schrecken bemächtigte sich der Suite, sie stob auseinander, und ehe sie sich wieder besann, hatte man die Leiche Panins in das zunächst befindliche Reuthor gebracht und sie — ausgeraubt.

Panin wurde aber dann mit allen militärischen Ehren an der Stelle begraben, wo er gefallen war. Ein einfaches Steinkreuz bezeichnete hundert Jahre hindurch die Stelle, wo einer der fähigsten und tüchtigsten Generale Rußlands ein jähes Ende genommen.

Im Jahre 1896 wurden auf Anregung der russischen Regierung die Gebeine ausgegraben und unter festlichen Ehren nach dem Vaterlande übergeführt.

Bei Untersuchung des Skeletts fand sich im Hohlraum des Schädels ein silberner Knopf, wie oben beschrieben, vor. Hierdurch ist die That des Drajewicz beglaubigt, welcher übrigens schon damals vom Magistrat der Stadt Krakau eine ehrende schriftliche Bestätigung erhielt, die unter Glas und Rahmen heute noch von seinen Nachkommen aufbewahrt wird. Ebenso ist dort die alte Wallbüchse, mit welcher der Schuß gethan wurde, noch zu sehen. Zu bemerken bleibt freilich, daß Drajewicz keineswegs ein guter Schütze war, sondern daß dieser denkwürdige Schuß lediglich dem Zufalle zuzuschreiben ist. [N. D. V.]

Wilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 27.

Auflösung des Dornenranken-Rätsels „Die Wespen“ in Nr. 25: Der Anfang zum Wöfen der Buchstaben ist beim Schnörkel links unten und endet diese erste Ranke rechts oben. Alle deren Buchstaben geben der Reihe nach den ersten Satz der Auf-

lösung: „Greif nicht in ein Weidenneß“. Die zweite Ranke beginnt oben links und endet unten rechts; ihre Buchstaben geben den zweiten Satz: „doch wenn du greiffst, so greiffe fest“.

Silben-Rätsel.

Ich ruhe gern auf grünen Matten,
An deren Saum die erste ragt
Und mir mit ihrem kühlen Schatten
Ein Plätzchen schafft, das mir behagt.
Und hör' ich dort die zweite rauschen,
So lausch' ich still, der Welt entrückt.
Mit keinem König möcht' ich tauschen,
Wenn solche Ruh' mein Herz beglückt.
Dann laß' ich mit Begeisterung wieder
Bei Amfelschlag und Zintencus
Eins um das andre jener Lieder,
Die meißerhaft das Ganze schuf.
Auflösung folgt in Nr. 27.

Somonym.

Wankelmütig und schwach hab' als Römer ich mich einst bewiesen,
Trotzig und starr noch heut' heb' ich das gackige Haupt.
Auflösung folgt in Nr. 27.

Auflösung der dreißilbigen Charade in Nr. 25:
Ararat (Arz, Rat).

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.